

ten in Neumanns Widerständlern haben, jagte Grindel, die Filmleute vom Roman abgebracht. „Sonst heißt es, typisch, wer dagegen war, der war nicht in Ordnung.“

Ein Motiv aber wird sowohl von Inge Scholl als auch von Alfred Neumann breit behandelt, von Eggebrecht und Grindel aber nicht einmal angetippt: Das Schicksal der Juden unter Hitler. „Wir sind um das Thema rumgegangen“, bekennt Grindel. Man werde aber vielleicht doch noch den verfolgten Strafverteidiger, dem Irene Haller über die Grenze hilft, als einen rassisch Verfolgten darstellen.

Gerhard Grindel, Autor des Albers-Films „Und über uns der Himmel“ und wortspielfreudiger Leitartikler und Theaterkritiker des Berliner „Abend“, der für das Schoil-Drehbuch vor allem als ehemaliger Widerständler angeheuert wurde, will den Film nicht gerade mit dem Wind der deutschen Restauration segeln lassen, doch auch nicht gegen die Brise: „Die Leute in Westdeutschland stehen sonst auf und singen das Horst-Wessel-Lied.“ Und: „Der Film soll ja auch gesehen werden!“

Mit Rücksicht darauf hat Grindel aus dem Buch „einen Haufen von Hitlerbüsten und Parteiabzeichen herausgeworfen“, den der Mitautor Axel Eggebrecht (letztes Drehbuch: „Land des Lächelns“, erfolgreichstes: „Bel ami“) dort aufgeschichtet hatte.

Der Berliner Chef des Allianz-Verleihs, Ferdinand Buttkeus, war entsetzt: „Herr Eggebrecht hat das erste Buch geschrieben wie 1945, aus einem wilden Haß heraus.“ Die selbst für damalige Verhältnisse auffallend scharfen Antifa-Kommentare, die Eggebrecht kurz nach dem Kriege über den NWDR schleuderte, sind dem damaligen Kriegsgefangenen und heutigen Filialleiter Buttkeus noch in schreckhafter Erinnerung.

Außerdem will Buttkeus vermeiden, daß die „akademischen Verbindungen und alles mögliche ankommen“. Er meint: „Die Allianz will ja keinen Sünderinnen-Skandal. Das liegt uns nicht.“

Carl Zuckmayer, dessen stärkere Natur am ehesten Abrechnung und Gestaltung, Reinlichkeit und Lebensdichte miteinander versöhnt hätte, war — als Brauner ihn um ein Drehbuch bat — nicht frei, obschon das Thema ihn, wie er dem Produzenten schrieb, sehr verlockte.

Das Drehbuch, dem man deutlich anmerkt, daß es nicht von Zuckmayer stammt, fand die Witwe des nach den Scholls hingerichteten Professor Huber in der Vorform des Treatments „zu simpel“. Hier stünden, schrieb Frau Huber, doch nur „Prinzipien gegeneinander und keine handelnden und leidenden Menschen“.

Das zu korrigieren, hätte einen außergewöhnlichen Autor erfordert. Auch Frau Aicher-Scholl kann mit ihrem Erinnerungsbuch zwar Bewunderung für die Geschwister und deren Gefährten wecken, aber vor dem strahlenden Opfer und der strahlenden Jugend der Widerstandskämpfer verschwimmen fast alle persönlichen Konturen, bis auf geringe und vielleicht zufällige Reste, die einen deutschen Film-Mann schon dazu verführen können, sich auf reine Tränendrüsen-Massage zu verlegen.

Ein zweiter Wunsch Frau Hubers wurde erfüllt. Ihr Mann bekam statt des nordöstlich klingenden Drehbuchnamens Grabow einen mehr süddeutschen: Graber.

Frau Huber stand bisher dem Filmprojekt skeptisch, aber nicht feindlich gegenüber. Daß die Scholls sich so lange dagegen sträubten, ließ auf dem Haselhorster CCC-Gelände zeitweise einen

besonderen Verdacht kursieren: „Die warten auf die Amerikaner.“ Auch wenn der Verdacht sich bestätigt hätte, wäre das noch kein Argument gegen die Lauterkeit der Familie gewesen.

Denn bis der ferne Tag dämmert, an dem

- die Widerständler nicht mehr — wie Günther Weisenborn — von den Soldaten behaupten, sie hätten „im Frühlingswind der Front“ gestanden,
- die Frontsoldaten die Widerstandskämpfer nicht mehr „Verräter“ nennen,
- die deutschen Filmleute besser sind als heute,

wäre es vielleicht sogar das beste, die Amerikaner drehten den Schoil-Film, nachdem sie mit „Entscheidung vor Morgengrauen“ mehr Verständnis für die deutsche Katastrophe bewiesen haben als irgendein deutscher Produzent oder Autor.



Die „Weiße Rose“ nicht angetastet
Protest: Schwester Inge Aichach-Scholl

3-D-PREMIERE

Bwana, der Teufel

Am Freitag vergangener Woche griff „die dritte Film-Revolution“ auf den europäischen Kontinent über. Zwei große westdeutsche Kinos, der Düsseldorfer Europa-Palast und das Stuttgarter Universum, können sich rühmen, als erste europäische Filmtheater ihre Zuschauer mit einem abendfüllenden plastischen Film unterhalten zu haben.

Zwar vermochte der Reiz der dreidimensionalen Novität das große „Universum“ schon am frühen Nachmittag mäßig zu füllen, aber als die Besucher am Schluß ihre Filterbrillen zur Desinfektion und Neuausgabe in bereitstehende Kästen warfen, ließen sie manche mißgelaunte Bemerkung fallen. Die Kommentare rangierten vom wortlosen Knurren bis zum unschwäbischen „nee, wissense, nee“.

Der Constantin-Verleih, der deutsche Zweig der United Artists, wird sich über solche Verstimmung und die zu erwartenden unfreundlichen Pressekritiken mit dem stolzen Bewußtsein hinwegtrösten, das

Rennen um die erste europäische 3-D-Premiere gewonnen zu haben. Die Hatz war so scharf — Columbia hat auch bereits einen abendfüllenden plastischen Film für Deutschland angekündigt —, daß der Constantin-Verleih seinen plastischen Farbfilm „Bwana, der Teufel“ nicht erst synchronisieren ließ. Der Film wurde wider alle normalen Geschäftserfahrungen mit deutschen Untertiteln gestartet, die in giftig-grünen Lettern erregend, aber undeutlich über die Leinwand flimmerten.

Zunächst war die Premiere auf den 17. April festgesetzt worden, aber die New Yorker Zentrale der United Artists konnte die zwei Originalkopien nicht rechtzeitig herüberbringen. Die Untertitelung wurde so rasch vorgenommen, daß sogar ein Verleihsprecher einsichtig bekannte: „Die Schnelligkeit ging auf Kosten der Qualität“. Man dürfe „Bwana, dem Teufel“ keinen künstlerischen Wert beimessen; man wolle mit diesem Film dem Publikum in erster Linie die neue Technik zeigen.

„Es ist die Geschichte eines englischen Kolonisten und seiner Frau“, verkündete Constantin, „die, als um die Jahrhundertwende in Kenia, der Zentralafrikanischen britischen Kolonie, die erste Eisenbahn gebaut wird, gefährliche Abenteuer mit den reißenden Bestien des Dschungels, den Löwen zu bestehen haben. Opfer um Opfer verlangen die mähnigen Menschenfresser, bis Jock, der beherzte Ingenieur, sie zur Strecke bringt. Denn was hat wohl größere Überzeugungskraft für Wirksamkeit und Möglichkeiten dreidimensionaler Filmgestaltung als etwa das Erlebnis, einen Löwen gewissermaßen leibhaftig aus der Leinwand heraus über sich hinwegspringen zu sehen, wie es dem Publikum hier geboten wird.“

Während die Zuschauer angestrengt durch ihre Polarisationsbrillen starrten, widmete sich Bwana, der teuflische Löwe, ausgiebig seiner offensichtlichsten Vorliebe für gemischte Menüs, schlug und verschlang abwechselnd Hindus, knochige Engländer, ein niedliches Negerbaby und riesige Massai.

Der Titelheld, augenscheinlich ein beim Film in milder kalifornischer Sonne ergrauter, friedlicher Senior vom Schlege des Metro-Goldwyn-Mayer-Leu, operierte mit einer bejahrten Löwin. Dem Duo gelangen Einkesselungsmanöver und Flankenstöße, die jedem modernen Panzergeneral gut anstehen würden.

Aber schon der dritte dreidimensionale Hieb der Löwentatze ins Publikum ging ins Leere und bei dem schauerlichsten Gemetzel, bei dem Bwana nebst Gefährtin eine in einem Eisenbahnwagen bechernde Jagdgesellschaft liquidierten, mischten sich amüsierte Lacher aus dem Publikum in das gräßliche Stöhnen der Zerfleischten.

Auch in Düsseldorf blieb die 3-D-Sensation schon bei der Uraufführung aus. Während die beiden Schwarz-Weiß-Filme „Alraune“ und „Rommel“ am ersten Tag 5000 und 6000 Leute ins „Europa“ gezogen hatten, kamen zu „Bwana, dem Teufel“ keine 3000. Bei allen drei Vorstellungen flohen Besucher, unbeeindruckt von den frappierenden plastischen Eindrücken, mit spitzen Bemerkungen über die Naivität der Handlung aus dem Kino.

Der Löwe „Bwana“ löste statt Angst und Schrecken merkwürdigerweise Äußerungen von Sympathie und ungehemmter Heiterkeit aus — etwa als er abends mißmutig in der Tür des Wohnwagens erschien und ein halbes Dutzend Menschen niederstreckte.

Dieser wenig überzeugende 3-D-Start bewies, daß die Produzenten der ersten großen plastischen Filme den gleichen Verlockungen erlegen sind, wie damals die

Hersteller der ersten Ton- und Farbfilm: sie konzentrierten sich auf die Effekte der neuen Technik und vernachlässigten Dramaturgie und Inszenierung.

Bei der Deutschland-Premiere von „Bwana, dem Teufel“ zeigte sich eindeutig, daß der Durchschnittskino­gänger nicht geneigt ist, dramaturgische oder darstellerische Schwächen darüber zu vergessen, daß ihm ein Blütenzweig oder der Federbusch eines tanzenden Negers plastisch durchs Gesicht fährt.

Trotzdem übertreibt Hollywood nicht, wenn es den „Beginn einer neuen Ära des Phänomens Films“ verkündet. So wie die Filmleute in wenigen Jahren den Ton- und Farbfilm technisch und künstlerisch zur Perfektion entwickelt haben, werden sie auch lernen, mit den dreidimensionalen Effekten die neue Gattung „Plastischer Film“ künstlerisch zu formen. Aber das wird wahrscheinlich noch dauern.

Bis dahin rankt sich wie in allen Gründerzeiten ein fragwürdiger Lorbeer um die

sicherte sich die Benutzung des stereoskopischen Natural-Vision-Systems von M. L. Gunzburg. Aber auch das war keine revolutionäre Tat, denn der plastische Film steckt seit Jahrzehnten im Stadium des fast gebrauchsfertigen Experiments, das industriell noch nicht ausgenutzt ist. Die Metroscopix-Streifen, mit denen MGM zur Zeit in Deutschland ein Beiprogramm bestreitet, gibt es schon seit 1938.

„Mit sicherem Instinkt für das Neue“, heißt es aber heute in den Reklamesprüchen, „verpflichtete Oboler sich Gunzburg, denn er ahnte — hier liegt die Zukunft.“

Sie lag wirklich da. Ob Oboler es ahnte oder nicht — er war der erste, der Hollywood im Abwehrkampf gegen das Fernsehen einen Trumpf bieten konnte. Der Verleih der unabhängigen Produzenten, United Artists, griff rasch zu. Für 1 750 000 Dollar kaufte er „Bwana“. Es wurde für beide Partner ein großes Geschäft.

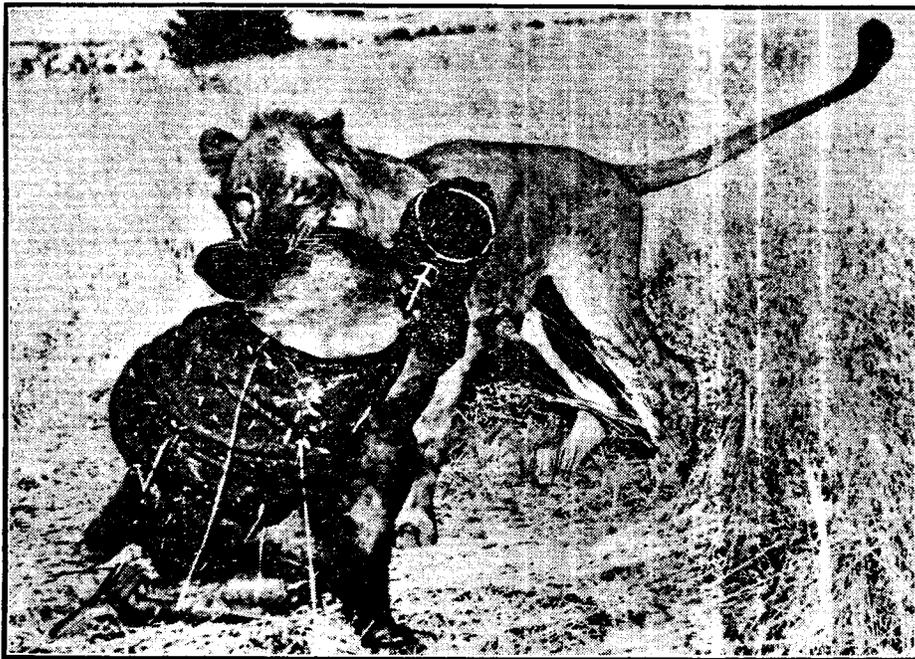
nischen Hygienevorschriften. Eine neue Brille ist, jedenfalls im Moment noch, für die amerikanischen Kinobesitzer billiger als die in den USA offensichtlich noch nicht organisierte Brillen-Desinfektion en gros.

Das kleinere deutsche Gegenstück zu den Polaroid-Kamerawerken ist die Erwin Käsemann GmbH in Oberaudorf am Inn. Ihre Brillen werden für 30 Pfennig pro Vorstellung und Nase verliehen. Bei fünf Vorstellungen und gutem Besuch kann zum Beispiel das Stuttgarter „Universum“ gut 3000 Besucher täglich zählen. Das sind pro Tag allein 1000 DM an Brillenmiete.

Ufa-Direktor Kemna, der den Düsseldorf Europa-Palast jetzt als erstes Ufa-Theater für 3 D technisch eingerichtet hat, glaubt schon nicht mehr, daß die Publikumsfreudigkeit zu (guten) dreidimensionalen Filmen allein durch die Brillen geschwächt werden könnte:

„Nachdem die Amerikaner die 3 D-Brille als Modestück propagiert haben, läuft drüber jeder mit seiner 3 D-Brille in der Westentasche umher, wie wir hier mit unserer Sonnenbrille. Es gibt 3 D-Brillen in Luxusausführung von massivem Gold bis zur 50-Cent-Brille in Nickel.“

Das Vorurteil gegen die Polaroid-Brillen werde auch in Deutschland fallen, prophezeit Kemna. „Besonders dann, wenn die Damen erstmal erkannt haben, daß sie aus der 3 D-Brille einen beliebten Gegenstand des Flirtens und Kokettierens machen können.“



Lacher aus dem Publikum: Bwana, der dreidimensionale Löwe

Stirn des Pioniers, der im Falle 3 D-Film Arch Oboler heißt und bei „Bwana, dem Teufel“ gleichzeitig als Autor, Regisseur und Produzent zeichnet.

In der Reklameversion liest sich das so: „Arch Oboler, bekannter Produzent, hat den Film in monatelanger Expedition im gefährlichen Mau-Mau-Gebiet von Kenia gedreht. Bewußt suchte er sich den abenteuerlichen Vorwurf, um das größere Abenteuer, die Schaffung des ersten plastischen Spielfilms überhaupt, überzeugend zu bestehen.“

Leute, die sich in Hollywood gut auskennen, geben eine etwas abweichende Darstellung. Danach gehörte Arch Oboler jahrelang zu den vielen namenlosen und unglücklichen unabhängigen Produzenten. Als er sich 1950/51 zu einem Afrika-Film entschlossen und etwas Geld zusammengekratzt hatte, sah er sich plötzlich ohne Verleiher. Die großen Konzerne, wie Metro-Goldwyn-Mayer oder 20th Century Fox, hatten kurz zuvor mit aufwendigen Filmen wie „König Salomons Diamanten“ und „Schnee am Kilimandscharo“ den schwarzen Kontinent filmisch abgegrast.

Da griff Oboler — fast aus Verzweiflung — zu einem plastischen Filmverfahren und

Die wirklichen Großverdiener am plastischen Boom aber sind die Brillenfabrikanten. 1940 hatte Edwin Herbert Land, Chef der amerikanischen Polaroid-Kamerawerke, beim Abschluß eines ersten Auftrages zur Lieferung von Brillen für dreidimensionale Filmvorführungen auf der Chikagoer Weltausstellung erklärt: „Dies ist, so glauben wir, der Vorläufer ungewöhnlicher Entwicklungen auf dem Filmsektor.“

Als die „ungewöhnliche Entwicklung“ vor drei Monaten in Form eines 3 D-Booms ausbrach (SPIEGEL 9/53), konnte Land seine Brillen-Produktion buchstäblich über Nacht ver­hundertzwanzigfachen. Das Werk steigerte die Erzeugung von 100 000 auf 12 Millionen Stück pro Monat. Aber die Nachfrage nach Lands Monopolartikel ist noch größer.

Der Polaroid-Produktion von 12 Millionen Brillen (à 10 Cent — etwa 40 Pfennig — pro Stück) stehen für die nächsten acht Wochen Bestellungen auf 75 Millionen Stück gegenüber. Aber selbst wenn die Produktionszahl die Bevölkerungszahl erreicht hat, wird das Geschäft monatlich weitergehen, denn jede Brille muß nach Benutzung weggeworfen oder desinfiziert werden. So verlangen es die amerika-

UNTERHALTUNG

GESELLSCHAFTSSPIEL

Der Sturz des Kanzlers

Getreu seinem Slogan „Sag es mit Spielen“ hofft der Capisco-GmbH-Gründer und Gesellschafter Dr. Waldemar Lentz seinem ersten Produkt „Wir spielen Regierung“, einem „heiteren (Würfel- und Köpfchen-)Spiel nach dem Leben“, in einer zweiten Auflage von 6000 Exemplaren neue Breitenwirkung zu verschaffen.

Das von der Capisco herausgebrachte Spiel soll in zwei Abschnitten, dem „Wahlkampf“ und dem „Kampf um die Regierung“, spielbegierige Abc-Schützen mit den wesentlichen Zügen (und Tücken) der demokratischen Staatsform vertraut machen. Die ersten 5000 Exemplare wurden — schon wegen des hohen Preises (18,50 DM) — weniger durch den Spielwarenhandel als durch die offiziellen, halb- und vierteloffiziösen Kanäle des Bonner Jugendwerkes und ähnlicher Einrichtungen vertrieben. Hauptempfänger waren Heime und Jugendherbergen, Schulen und Erholungsstätten.

Daher ist die Capisco GmbH zwar nicht direkt von Bonner Subventionen („Wir haben keinen Pfennig Subvention erhalten“), aber doch vom Bonner Wohlwollen abhängig. Und die Verlängerung dieses Wohlwollens wurde jetzt von einigen Änderungen abhängig gemacht, die dem Spiel zwar nicht Charakter und Reiz rauben, aber doch beweisen, wie tierisch ernst die beamteten und bestellten Wächter der Demokratie ein ehrlich grunddemokratisches Spielchen nehmen — und wie wenig sie ihrer eigenen Staatsform zutrauen.

Nur so lassen sich die Änderungen erklären, die Dr. Lentz jetzt in die zweite Auflage einbauen muß und von denen eine einzige sachlich berechtigt ist: Auf dem Wahlkampfs­piel (4 Parteien, jede Partei hat 6 Kandidaten, die per Würfel vier Wahlkreise und viele Versammlungs-